Zeitschrift: Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica

Herausgeber: Schweizerische Vereinigung für Altertumswissenschaft

Band: 16 (1959)

Heft: 4

Artikel: Wilhelm von Humboldts Agamemnon

Autor: Howald, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-16056

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wilhelm von Humboldts Agamemnon

Von Ernst Howald, Ermatingen

Die Geschichte der zwanzigjährigen Arbeit Humboldts an seiner Agamemnonübersetzung hat Albert Leitzmann in Band VIII von Humboldts Gesammelten Schriften (1909) in souveräner Weise geschrieben; neues Material ist seither unseres Wissens nicht dazu gekommen. Wir vermissen auch solches nicht: Die entscheidenden Phasen der Entstehung des Werkes sind hinreichend belegt. Auch die Proben aus der früheren Fassung genügen völlig; weitere Belege aus dem offenbar noch reichen Nachlaß sind überflüssig. Wenn wir trotzdem noch einmal auf dieses von den meisten Zeitgenossen wie von der Nachwelt sehr unfreundlich beurteilte Werk zurückkommen, so geschieht dies, weil wir darin eine der seltsamsten Verirrungen des deutschen Klassizismus und Neuhumanismus beobachten können, eine fast unbegreifliche Vergewaltigung der deutschen Sprache infolge der Hörigkeit gegenüber der Antike. Humboldt ist damit nur ein Beispiel, aber ein besonders charakteristisches und deutliches für eine pathologische Erscheinung, von der damals die ganze klassizistische Literatur, nicht nur die in Übersetzungen reproduzierende, sondern auch in mehr oder weniger hohem Maße die schöpferische befallen war.

Eine Rekapitulation der Entstehungsgeschichte wird uns automatisch vor die uns wichtigen Probleme hinführen; sie muß freilich einseitig symptomatisch ausgerichtet sein und Verzicht leisten auf alle für Humboldts innere Biographie wichtigen Stellen. Inspirator der Übersetzung ist der im Herbst 1792 gewonnene herrscherliche Freund Friedrich August Wolf. Von vagen Plänen einer allgemeinen Äschylusübersetzung, die mit dem Prometheus beginnen sollte, wendet sich Humboldt nach sorgfältiger Durcharbeitung einiger äschyleischer Dramen speziell dem Agamemnon zu: «Es ist wohl unstreitig Äschylos' schönstes Stück, und wenn mir die Musen zusagten, übersetze ich die Chöre gern.[1]» Die Chöre standen aus zwei Gründen im Vordergrund: erstens weil Humboldt sich bereits am Pindar versucht hatte und zweitens, weil Wolf in seinem (nie ausgeführten) Plan einer Übersetzung aller Tragiker, in dem Humboldt den Äschylus hätte übernehmen sollen, für die Dialogpartien eine Prosaversion vorsah. Aber erst im Winter 1796/97 begann er «in süßen Morgenstunden» zu übersetzen. Die Verzögerung erfolgte offenbar, weil Wolf, der Launische, plötzlich «den Äschylus perhorreszierte»[2]. So erwartet er ängstlich Wolfs Frage, wie er überhaupt auf eine so heterogene Arbeit, wie besonders auf den gar eigentlich unübersetzbaren Äschylus falle. «Die Lust hat mich er-

[1] An Wolf 6. Febr. 1793.
[2] An Wolf 3. Febr. 1797.

griffen, ich habe angefangen, ich kann nicht davon kommen.» Es solle keine philologische Übersetzung sein, die könne er nicht, vielmehr eine ästhetische und charakteristische, eine, die die Schönheit und den Eindruck wiederzugeben strebt. Eine doppelte Klippe sei zu meiden. «Ist man wörtlich, so muß man nicht bloß oft rauh, holpricht, dunkel, undeutsch, sondern ... auch trocken werden, ... denkt man nur an den deutschen Leser, so läuft man Gefahr, Kraft und Nachdruck zu verlieren. Daß ich das letzte Unglück mehr erfahren habe, wird sicherlich Ihr Urteil sein. Freilich habe ich sehr daran gedacht, etwas Lesbares zu liefern, aber vielleicht zu viel und nicht mit dem wahren Geschick und Talent.» Die Trimeter habe er in zehn- und elfsilbige Jamben verwandelt, wie sie Goethes Iphigenie habe. Die anapästischen Systeme habe er, so gut er konnte, nachgemacht. Er bringt dafür drei Beispiele, von denen er sich verspricht, daß Wolf mit ihnen zufrieden sein werde. Sie zeigen die merkwürdige Tatsache, daß er Daktylen einfügt, auch wo das Original keine hat, z. B. Vers 73:

Von des Zuges Gefahr weilen daheim wir.

«Bei den Chören habe ich die Gleichheit der Strophen so gut als ganz aufgegeben. Auch Sie meinten immer, man höre sie nicht. Dagegen habe ich für Reichtum des Rhythmus und passende Versfüße zu sorgen gesucht.» Er bittet um Wolfs Urteil, dabei möge er aber bedenken, daß er kein Verskünstler sei. Vossen könne er darin so wenig als Wolf ein Genüge tun. «Was ich kann, ist höchstens den Charakter des Ganzen nicht entstellen und dem Ohr weder weh tun noch es ermüden.[3]» Einen Monat später meldet er, daß er bei der dritten Szene den Blankvers aufgegeben habe. Er habe weder Fülle noch Haltung genug. Er versuche den wahren Trimeter mit Spondeen und Anapästen in den erlaubten Stellen (wovon er aber offenbar unrichtige Anschauungen hat). Tribrachen seien im Deutschen zu schwer, und jeder Leser hätte sie verstümmelt. Daktylen habe er nur einmal versucht. Desto mehr Spondeen. Goethe sei sehr damit zufrieden gewesen. Trotz der ihm bewußten Fehler denke er doch den Ton und den Geist des Ganzen nicht zu verfehlen und wenigstens nun die Gattung aufzustellen, in der das Theater übersetzt werden muß. Auch wolle er eine Abhandlung beigeben über die tragischen Silbenmaße[4].

Die Reaktion der Freunde ist interessant. Zwar besitzen wir Wolfs Antwort nicht, doch aus Humboldts nächstem Brief[5] erfahren wir, daß er, abgesehen von Einwendungen gegen einzelne Stellen, die äschyleische Größe vermißte, während Schiller, gerade umgekehrt, die Übersetzung zu schwer, hart und undeutlich nennt. Er will gewöhnliche Strukturen, mehr Ausführlichkeit, allenfalls sogar einen weniger obligaten Versbau[6]. Bekümmert fährt Humboldt fort: «Alle sie zusammen scheinen den Versbau, meine sauberste Arbeit und meiner Meinung nach auch die verdienstvollste, gar nicht sonderlich zu achten. Schiller fehlt es an Kenntnissen,

[3] Alles im Brief vom 3. Febr.
[4] An Wolf 3. März 1797.
[5] An Wolf 31. März 1797.
[6] Mündlich, mitgeteilt im gleichen Brief an Wolf.

er rechnet mir vieles darin noch als Schuld an. Goethe scheint ihn zu fühlen und zu billigen, aber zum Beurteilen fehlts ihm an Kenntnis.» Einen Einblick etwas anderer Art in die Errungenschaften, über die Humboldt zu verfügen behauptet, gibt eine Stelle in einem gleichzeitigen Brief an Brinkmann[7], in dem Goethes Hermann und Dorothea aufs höchste gerühmt wird: «Auch mit dem Versbau hat er sich viel Mühe gegeben und mich oft konsultiert. Ich habe ihm meinen Rat ganz offen erteilt und nicht wenig Verse hat er wirklich geändert. Allein sollte auch vieles durchaus fehlerfrei sein, so wird der große Reichtum und die Kraft des Rhythmus ihm nie recht eigen sein, wenigstens nie so prävalierend als in Voss.»

Für seine eigene Arbeit und für die Beratung Goethes spielt in diesen Wochen das im vergangenen Jahr erschienene Buch Gottfried Hermanns «De metris poetarum Graecorum et Romanorum» eine große Rolle, wie überhaupt allmählich Hermann, wenigstens in den metrischen Fragen, Wolf verdrängt. Das Werk wandert hin und her von Humboldt zu Goethe; in Humboldts Briefen an Goethe finden sich Auszüge daraus. An ein solches Zitat schließt sich in einem Schreiben vom 16. Februar folgender Passus über den Agamemnon an: «Es ist eine schlimme Aufgabe, den dunkeln Äschylus in gleicher Silbenzahl in den Chören wiederzugeben, und dennoch bringt größere Weitläufigkeit ihn um seine ganze Eigentümlichkeit. Das Übelste ist, daß man dabei fast auf den Dank keines Lesers rechnen kann, und noch heute sprach ich mit Schiller davon, daß ich nicht hoffen dürfte, es gerade den vier Menschen, deren Urteil mir hier wert ist, Ihnen, ihm selbst, Wolf und Voss recht zu machen. Vossen bin ich sicherlich nicht streng genug im Metrum, Wolf vermißt an dem Philologischen genaue Treue, Schiller duldet die Freiheiten nicht, mit denen ich doch hie und da genötigt bin, mit unserer Sprache dem Griechischen näher zu treten, Sie ...»

Der nun folgende Aufenthalt Humboldts in Berlin verschafft dem Agamemnon neue Leser (Brinkmann und Gentz) und einen Verleger (Unger), der einen schönen Druck verspricht, aber nie in Funktion treten wird, der Aufenthalt in Wien eine, der in Paris zwei neue Szenen (1799). Dann verschwindet der Agamemnon für fünf Jahre aus dem Leben Humboldts. Erst in Rom (Herbst 1804) findet er wieder Zeit und Stimmung dafür. Das früher Geschriebene wird fast ganz umgearbeitet. «Das Metrum ist jetzt», schreibt er an Goethe[8], «glaube ich ziemlich rein. Ich erwarte nur Vossens Prosodie[9], die ich bisher nicht hatte», und drei Tage später an Schweighäuser: «Ich habe unendlich strengere Regeln des Versbaus befolgt und daher fast Vers für Vers umändern müssen.» Vossens Zeitmessung veranlaßt dann in den folgenden Jahren eine erneute Überarbeitung, zum Teil wieder unter Wolfs Einfluß, in dessen Nähe sich Humboldt nach der Rückkehr in die Heimat befindet. Wolf will sogar den Agamemnon in sein Museum der Altertumswissenschaft aufnehmen[10], ja er überwindet sich dazu, bei Hermann, ohne den Namen Hum-

[7] 27. März 1797.
[8] 5. Juni 1805.
[9] *Zeitmessung der deutschen Sprache* (Königsberg 1802).
[10] *F. A. Wolf, ein Leben in Briefen,* herausgegeben von S. Reiter (Stuttgart 1935) II 90.

boldts zu nennen, den Hermann freilich errät, brieflich vorzusprechen mit der Bitte, die Übersetzung auf metrische Dinge hin zu prüfen[11]. Hermann lehnt ab, gibt aber auf einen persönlichen Brief Humboldts hin einige metrische Ratschläge, wobei er besonders die antispastischen Rhythmen zu genauer metrischer Nachbildung empfiehlt.

Bereits bildet sich eine kleine Gemeinde, die die frühere Fassung der neuen vorzieht (Humboldts Frau, Schelling, partiell auch Wolf: er findet die alten Chöre besser, meldet Humboldt an Caroline[12]). Diese kann aber die Fortsetzung der Revision nicht aufhalten oder gar verhindern, da Wolf auf ein Neues, Besseres drängt. Aber erst in Wien findet Humboldt Zeit, dem Agamemnon eine letzte Feile zu geben. «Übersetzungen dieser Art», schreibt er an Goethe[13], «sind eigentlich Kunststücke, wie Schnitzwerke aus Holz oder Elfenbein ... Ich werde in der Metrik viel genauer sein als meine Vorgänger.» In einem späteren Schreiben an Goethe[14] heißt es dann: «Die Chöre, die ich ganz in den Silbenmaßen des Originals, nur diese innerhalb der gesetzlichen Schranken und dem Bedürfnis unserer Sprache nach hier und da abändernd, übersetze, halten mich am meisten auf. Im Trimeter hoffe ich, sollen Sie mich viel vollkommener geworden finden. Nur äußerst wenige Verse bleiben, wie sie waren. Überall suche ich mehr auf Reinheit der Längen und Kürzen, auf bessere Abschnitte und auf mehrsilbige, recht volltönende Schlußwörter zu sehen. Die Schwierigkeit wächst dadurch ungemein, allein der Rhythmus wird auch bei Weitem schöner und volltönender.»

Das Agamemnonmanuskript begleitet Humboldt auf seinen Reisen während der Feldzüge; zwei Tage nach der Völkerschlacht bei Leipzig kommt er damit in dieser Stadt zu Gottfried Hermann und liest ihm einige Szene daraus vor: «Er war zufrieden damit und meinte, nie solche Genauigkeit in den Silbenmaßen gefunden zu haben»[15]. Hermann erklärte sich sogar bereit, den Agamemnontext kritisch zu bearbeiten und seine Bemerkungen heftweise Humboldt ins Hauptquartier nachzusenden. Dieser gab freudig die Zusicherung, daß er diesen Hermannschen Text der endgültigen Fassung seiner Übersetzung zugrunde legen werde. Ja es wurde sogar eine zweisprachige Ausgabe in Aussicht genommen. Diese Abmachungen wurden getreulich vollzogen, solange Humboldt eine relative Ruhe in Freiburg i. Br. genoß. Dann unterbrachen die diplomatischen Geschäfte den Fortgang für ein Jahr. Erst in den Jahren 1814 und 1815 vergeht wieder selten ein Abend, «in dem ich nicht etwas mache», nämlich am Agamemnon[16]. Freilich hat die Preisgabe der Freiheit und die Unterwerfung unter die Führung durch Hermann auch bittere Seiten, wie der Stoßseufzer im gleichen Brief verrät: «Am leichtesten wäre es gewesen, ganz für mich zu bleiben, da ich vor dem, was gerade

[11] Vgl. *W. v. Humboldts Briefe an Gottfried Hermann*, mitgeteilt von A. Leitzmann, Festschrift Walther Judeich (Weimar 1929) 228.
[12] An Caroline 11. März 1809.
[13] 7. Sept. 1812.
[14] 15. Nov. 1812.
[15] An Caroline 22. Okt. 1813.
[16] An Caroline 20. Dez. 1814.

Fehler sind, durch mich selber sicher bin. Aber da mir daran lag, daß man sollte meine Übersetzung mit dem Text vergleichen können, so wollte ich sie auch *einem* bestimmten Text in allen Stellen, wie ein Gedicht einer Musik, anpassen, und ich bleibe dabei, daß ein Übersetzer, der nicht selber Herausgeber sein kann, daran besser tut.» Aus dieser Überzeugung heraus schreibt er an Hermann[17], daß ohne dessen «so ungemein gütige Bemühung ... mein Agamemnon niemals hätte erscheinen können».

Im letzten Moment ließ sich dann aber der Plan der zweisprachigen Ausgabe doch nicht verwirklichen. Der von Hermann gewählte Verleger lehnte ihn ab. So mußte sich Hermann damit begnügen, der Übersetzung ein kurzes Verzeichnis beizufügen der «nicht oder nicht allgemein bekannten Veränderungen der Lesart, welche auf den Sinn oder das Versmaß bedeutenden Einfluß haben und nicht sogleich aus der Übersetzung selbst zu erkennen sind». In dieser Form erscheint dann tatsächlich im August 1816 der Agamemnon, sehr schön gedruckt, in breitem Format, so daß die Zeilen nur sehr selten gebrochen werden müssen. Im Brief, der das Geschenkexemplar an Wolf begleitet, spricht Humboldt die Erwartung aus[18], daß diesem der neue Agamemnon mißfallen werde, da, wie er selber einsehe, das Ganze zu sehr die Spur der Umarbeitung an sich trage, aber wenn er die Sache von neuem zu unternehmen hätte, würde und könnte er es nicht anders machen. «Wenn sich, wie es bei mir in der Absicht der Metrik notwendig hat der Fall sein müssen, die Grundsätze des Übersetzens gänzlich ändern, so kann man seine ältere noch unrichtiger gemachte Übersetzung unmöglich mehr anerkennen.» Hinsichtlich Wolfs scheint sich Humboldt geirrt zu haben: freilich besitzen wir nur Goethes Zeugnis: «Unser tüchtiger, talent- und geistvoller, aber im Widerspruch verwildernder Wolf ... sprach das Beste von Ihrer sorgfältigen Arbeit», schreibt er an Humboldt[19].

Der Übersetzung ist eine Einleitung vorausgeschickt, unser letztes Dokument in der Geschichte des Agamemnon, die reich ist an schönen Gedanken über Äschylus, über die Kunst und Möglichkeit des Übersetzens, über den Symbolcharakter der Sprache und deren mystische Wechselwirkung mit dem Geist der Nation. «Wie sich der Sinn der Sprache erweitert, so erweitert sich auch der Sinn der Nation. Wie hat, um nur dieses Beispiel anzuführen, nicht die deutsche Sprache gewonnen, seitdem sie die griechischen Silbenmaße nachahmt ... Es ist nicht zu sagen, wieviel Verdienst um die deutsche Nation durch die erste gelungene Behandlung der antiken Silbenmaße Klopstock, wie noch weit mehr Voss gehabt, von dem man behaupten kann, daß er das klassische Altertum in die deutsche Sprache eingeführt hat.» Etwas später lesen wir: «Soll aber das Übersetzen der Sprache und dem Geist der Nation dasjenige aneignen, was sie nicht oder was sie durch andere besitzt, so ist die erste Forderung einfache Treue.» Dann spricht er davon, wie er sich dieser Treue in seiner Übersetzung zu nähern versucht habe, und kommt zu-

[17] 13. Aug. 1816
[18] 10. Aug. 1816.
[19] 1. Sept. 1816.

letzt nach allgemeinen Ausführungen auf den metrischen Teil seiner Aufgabe. Darauf habe er vorzüglich auf die Reinheit und Richtigkeit des Versmaßes so viel Sorgfalt als möglich gewandt. «Der Rhythmus in den griechischen Dichtern ist gewissermaßen eine Welt für sich. Er stellt das dunkle Wogen der Empfindung und des Gemütes dar, ehe es sich in Worte ergießt oder wenn ihr Schall vor ihm verklungen ist ... Die Griechen sind das einzige Volk, von dem wir Kunde haben, dem ein solcher Rhythmus eigen war.» Nach weiteren Ausführungen in diesem Sinn liest man dann: «Die deutsche Sprache scheint unter den neueren allein den Vorzug zu besitzen, diesen Rhythmus nachbilden zu können, und wer Gefühl für ihre Würde mit Sinn für Rhythmus verbindet, wird streben, ihr diesen Vorzug immer mehr zuzueignen.» Die meisten Leser, durch die Willkür der Dichter irre geworden, werden freilich nicht im Stande sein, die Treue der Wiedergabe zu schätzen. «Wenige werden dem Übersetzer in den Chören genau genug folgen, um den richtigen oder unrichtigen Gebrauch einer Silbe zu prüfen, ja, bei gleicher Richtigkeit ziehen, wie schon Voss sehr wohl bemerkt hat, viele eine gewisse Natürlichkeit einer höhern Schönheit des Rhythmus vor.» Die Schwierigkeit für den ungeübteren Leser bestehe besonders in der Existenz einer großen Zahl mittelzeitiger Silben im Deutschen. In den Sprechversen werde es ihm gelingen zu erkennen, wie er Länge und Kürze auf die mittelzeitigen Silben zu verteilen hat. Aber in den komplizierteren Versfüßen müsse der Dichter ihm dadurch zu Hilfe kommen, daß er sich an festere Regeln hält. «Ich habe es mir daher zum Grundsatz gemacht, die mittelzeitigen Silben ..., mit äußerst wenigen Ausnahmen, entweder immer lang oder immer kurz zu gebrauchen.»

Brechen wir hier ab. Erwähnen wollen wir nur noch zwei Dinge, erstens daß, im Verhältnis zur Ausführlichkeit in den Quantitätsfragen, die Behandlung der Cäsuren im Trimeter und den Anapästen sehr vage ist[20]. Das Verbot des Einschnittes in der Mitte des Trimeters wird bagatellisiert: «Neben einem andern überwiegenden schadet er dem Vers nicht, der seinem übrigen Bau nach nicht leicht mit dem gewöhnlichen Alexandriner verwechselt werden kann.» Das andere, was wir nicht übergehen dürfen, ist ein Abschnitt auf S. 143, der mit den Worten beginnt: «Der Bewahrung des Rhythmus durch richtige Tonsetzung muß ich noch gedenken.» Mit Tonsetzung ist unsere deutsche Betonung gemeint. «Es ist jetzt wohl allgemein anerkannt, daß in keine Versart ein Rhythmus aufgenommen werden kann, der mit dem Grundrhythmus im Widerspruch steht, daß daher der daktylische Vers sich senkende Spondeen liebt, der anapästische sich hebende fordert, der Antispast bei gleich schwebenden am schönsten ist», d. h. wenn in einem daktylischen Maß ein Spondeus (nach Quantität der Silben) auftritt, so darf es nicht durch ein Wort geschehen, das auf der zweiten Silbe betont ist, und parallel beim Anapäst und beim Antispast. Ähnliche Vorschriften über Respektierung der Betonung werden dann auch für die Auflösung der Längen in zwei Kürzen im Trimeter und in anapästischen Versen aufgestellt. Diese Ausführungen schließen

[20] S. 138 im Bd. VIII der *Ges. Schriften.*

mit dem befremdlichen Satz, man würde sich immer einen falschen Begriff unserer Metrik machen, wenn man sich einbildete, Ton und Länge wären in derselben eins und dasselbe.

Das ist die Geschichte des zwangzigjährigen Ringens Humboldts um die ca. 1650 Verse des Agamemnon, freilich durch unsere spezielle Problemstellung etwas verzerrt. Wer unserer Darstellung gefolgt ist, ohne des Rätsels Lösung zu kennen, wird geneigt sein, den Kopf zu schütteln, und er wird das erst recht tun, wenn er sich die verkrampften und oft kaum zu verstehenden Verse zu Gemüt führt. Es wird ihm damit gehen wie den Zeitgenossen, soweit sie nicht dem Autor befreundet oder Philologen waren. Begnügen wir uns mit einer einzigen Stimme. Friedrich August Stägemann, preußischer Staatsrat und Dichter, schreibt darüber an Varnhagen[21]: «Wer nicht griechisch liest, wird die Übersetzung weder für griechisch noch für deutsch halten ... Es kommt mir vor, als ob ich die Flöte in ein Nachtwächterhorn übersetze.» Wenn er allerdings im gleichen Zusammenhang sagt: «Es ist schade, daß er kein Dichter ist», und wenn andere Zeitgenossen den Sachverhalt mit ähnlichen Erklärungen deuten, so treffen sie die Wahrheit nicht. Ihnen allen entging es völlig, worum es sich eigentlich handelt, nämlich nicht um ein individuelles Versagen, sondern um ein kollektives Mißverständnis. Aber die Begriffe der Treue und der Gewissenhaftigkeit können sicher die Schuld nicht tragen, denn diese beiden Eigenschaften werden wir auch heute nicht anstehen, von einem Übersetzer zu fordern. Sie können an und für sich auch kaum übertrieben werden, so daß uns der gleich zu zitierende Satz aus einem der letzten Briefe Humboldts in dieser Angelegenheit sehr merkwürdig berühren muß. Am 19. Juli 1816 schreibt er an Goethe, indem er ihm das baldige Erscheinen des Agamemnon ankündigt: «Der wahrste Ausspruch über ihn wird sein, daß es wohl bessere Übersetzungen geben wird, aber daß er das Übersetzen schwer gemacht hat, weil er zu strenge Forderungen aufstellt», und kurz vorher lesen wir den nicht minder befremdlichen Ausdruck: «Er ist gemacht, um eine schulgerechte Prüfung zu bestehen, mit der Gewissenhaftigkeit, mit der man in einem angenommenen Systeme arbeitet.»

Was ist das für ein System, was sind das für Forderungen, was sind das für Kenntnisse, von denen er in einem früher zitierten Brief schreibt, daß darüber nur wenige Menschen verfügen, die allein sein Werk beurteilen können, die aber ein Goethe und ein Schiller nicht besitzen? Gewiß bilden einen Teil davon die Kenntnisse der griechischen Metrik. Sie sind selbstverständlich so notwendig wie die genaue Kenntnis der griechischen Grammatik und überhaupt der griechischen Sprache. Auf diesem Gebiet kann es keine Übertreibung, keine zu strengen Forderungen geben. Es ist begreiflich und anerkennenswert, daß Humboldt sich unentwegt um diese bemüht und nicht ruht, Belehrung von den Fachleuten, Wolf und Hermann, anzunehmen. Aber das ist nicht alles, nicht einmal die Hauptsache. Würde es sich nur darum handeln, dann wäre es nicht zu verstehen, warum die

[21] *Briefe von Stägemann* usw. (Leipzig 1865) 39.

Trimeter, deren metrische Gesetze doch nicht so kompliziert sind, immer wieder überarbeitet werden mußten. Das angenommene System, von dem Humboldt oben spricht, betrifft gar nicht den griechischen Text, sondern die deutsche Sprache, und zwar speziell die Quantitäten der deutschen Silben. Die Wichtigkeit dieser Quantitäten beruht aber auf der Voraussetzung, daß Übertragungen aus antiken Sprachen und Nachahmungen antiker Versmaße in deutscher Sprache nach den Gesetzen der antiken Metrik gebaut sein müssen.

Wir wollen einstweilen an dieser Voraussetzung nicht rütteln. Sie galt damals nicht nur bei den Philologen, sondern auch bei den Dichtern, seitdem Klopstock über seine Oden die Schemata der Versfüße mit Längen und Kürzen hingeschrieben hatte. Das war offenbar deshalb nötig, weil die Deutschen über die Längen und Kürzen ihrer Sprache nicht recht im Bilde waren. Gewiß gibt es unzweifelhaft lange Silben und unzweifelhaft kurze, aber ebenso viele, die man mittelzeitig nannte, die man ohne gewaltige Verarmung des Sprachmaterials nicht preisgeben konnte. Hauptsächlich von diesen ist in den metrischen Ausführungen Humboldts in der Einleitung die Rede; sie bilden eines der Hauptanliegen, wie schon der Titel des Buches zeigt, des wichtigsten Gesetzbuches des Systems, der «Zeitmessung der deutschen Sprache» von Johann Heinrich Voss. Es ist aber nicht das einzige Anliegen derer, die antike Verse nachmachen wollten. Es gab noch eine zweite Sorge, eine zweite Erschwerung für die Anwendung der antiken Metrik. Das ist die deutsche Betonung, der exspiratorische Akzent. So gern man auch möchte, weil von ihm in der griechischen Metrik nicht die Rede ist, man kann ihm nicht aus dem Weg gehen. So lautet die Überschrift des ersten Kapitels bei Voss nach der allgemeinen Einleitung: «Von Dauer und Ton überhaupt», und beginnt mit den Worten: «Die Silben unserer Sprache sind ungleich an Dauer und an Erhebung des Tons ... Die längere und kürzere Dauer wird durch das Zeitmaß bestimmt, durch das Tonmaß der höhere und tiefere Ton, womit man die Längen anhält, und der gelassene, womit man die Kürzen abfertigt.» Wir wollen keine ausführliche Kritik an diesen Sätzen üben, nur feststellen, daß also als Wirkung des Tons auch eine Quantitätsänderung angenommen wird. Wir wollen überhaupt darauf verzichten, weiter auf die Gesetze dieser Wissenschaft einzutreten, denn es handelt sich um eine Wissenschaft, die auf tönernen Füßen steht, deren Fundament ein Irrwahn ist. Das scheint ein hartes Wort gegenüber Männern wie Voss, Wolf, Hermann, Humboldt, an deren wissenschaftlichen Fähigkeiten doch nicht gezweifelt werden kann. Es handelt sich um eine ähnliche Situation, wie die der ptolemäischen Astronomie oder der Humoralpathologie war. Jahrhundertelang arbeiteten Generationen von bedeutenden Gelehrten mit falschen Voraussetzungen; sie stellten immer kompliziertere Gesetze auf, um sie zu rechtfertigen, bis eines Tages der radikale Bruch mit ihnen die einzige Rettung bedeutete. So war auch die Zeitmessung der deutschen Sprache im Sinne Vossens und der andern Zeitgenossen eine Geheimlehre, ein «angenommenes System», von dem Goethe und Schiller keine Kenntnisse haben; wenn sie ihre antiken Verse bauen, so tappen sie im

Dunkeln und müssen ärgerlich die Hilfe der Eingeweihten anrufen, die ihre Verse korrigieren, bis es den Dichtern zu dumm wird. Aber den Respekt und den Glauben an die Richtigkeit der Geheimlehre geben sie deshalb doch nicht auf. Sie bleiben davon überzeugt, daß sie es besser machen würden, wenn sie in früher Jugend dazu herangebildet worden wären. Sie würden einem Satz wie dem folgenden beistimmen, den wir der Biographie Wolfs von seinem Schwiegersohn Wilhelm Körte entnehmen[22]: «Wie wenige Deutsche verstehen es, die Wörter ihrer eigenen Sprache nach ihrer natürlichen Länge und Kürze auszusprechen! Eine Sache, die doch wert wäre, durch einen talentvollen Phonask zu einem Stück des Elementarunterrichts in Schulen jeder Art erhoben zu werden.»

Warum aber haben wir dieses System eine Wissenschaft mit falscher Basis genannt? Sieht es nicht verlockend aus, den Begriff der Treue in der Imitation der antiken Poesie sogar auf die Nachahmung der Gesetze der gebundenen Sprache auszudehnen? So dachten die damaligen Klassizisten. Was ihnen aber entging, war der absolute Unterschied des Wesens der griechischen und der deutschen Sprache. Wenn der Grieche, der in seiner Sprache den exspiratorischen Akzent entbehrt, seine Wörter «binden», d. h. die Regelmäßigkeit von sich wiederholenden Takten in sie einführen wollte, so gab es für ihn gar kein anderes Mittel, um ihre Wiederholung hörbar zu machen, als die Aneinanderreihung von Füßen mit gleicher Silbenlänge. Im Deutschen übernimmt und übernahm schon seit langem die Wiederholung der Betonung in immer gleichem zeitlichem Abstand diese Funktion. Hinter diesem übermächtigen, dem Ohr sich einhämmernden Instrument der Wiederholung mußte jedes andere zurücktreten. Der Versuch, in Vernachlässigung der Betonung die gleiche Zeitlänge mit Hilfe der Quantitäten auszudrücken, ist völlig unmöglich. Unser Gehör und unser Taktsinn ist nicht imstande, diese im Vergleich zum exspiratorischen Akzent schwachen und bedeutungslosen Zeichen der Wiederholung zu beachten. Sie werden vom Akzent völlig vergewaltigt.

Diese Tatsache ist im Verlauf des 19. Jahrhunderts Gemeingut der Erkenntnis geworden. Ihre meisterhafteste Darstellung liegt in der klassischen Arbeit Andreas Heuslers «Deutscher und antiker Vers»[23] vor. Wir wollen nicht auf Einzelheiten eintreten, auch davon nicht sprechen, daß als Nebenerscheinung, d. h. Differenzierung und Bereicherung des Rhythmus, die Quantitäten eine Rolle spielen. Aber eben nur als Nebenerscheinung. Unsere Dichter selbst, Goethe und Hölderlin, Mörike und Geibel, haben, wenn sie antike Verse imitieren wollten, ohne sich auch nur darüber Gedanken zu machen, den exspiratorischen Akzent an Stelle des Quantitätenprinzips verwendet. Sie standen den Einwendungen der Quantitätsfanatiker verlegen gegenüber, soweit es noch solche gab, denn unter dem Einfluß des romantischen antiklassizistischen Dichtens verflüchtigte sich der Quantitätenspuk bald.

---

[22] (Essen 1833) II 84.

[23] *Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker*, 123. Heft (Straßburg 1917).

Doch eine Frage soll noch aufgeworfen werden. Wäre es wohl möglich, daß die Vosse und Humboldte es so weit brachten mit ihrer ständigen Beschäftigung mit den Quantitäten, daß sie sie hören konnten unter willentlicher Ignorierung des Akzentes, oder ist ihre Verehrung des antiken Rhythmus eine reine Illusion geblieben? Niemand kann diese Frage sicher beantworten, da Illusionen nicht nur Berge, sondern auch Akzente versetzen können. Aber wenn es der Fall sein sollte, so muß es als eine Perversion bezeichnet werden.

So muß die Art von Treue und Gewissenhaftigkeit, die Humboldt seinem Agamemnon angedeihen ließ, als Fehlbehandlung bezeichnet werden. Nicht nur können seine Verse nicht gesprochen und darum auch nicht gehört und gefühlt werden – seine Bemühungen um die Quantitäten, die in dauerndem und hoffnungslosem Kampf mit dem Akzent standen, schufen so ungeheure Schwierigkeiten, zwangen zu solchen Verrenkungen des dem Deutschen eigenen Sprachbaus, zu solch unnatürlichen Wortstellungen, die doch nichts ausdrückten, daß die Qual des feilenden und ziselierenden Versgestalters das ständige Mißbehagen des rezipierenden Lesers hervorruft. Was man zu hören bekommt, ist nur vorgetäuschte Erhabenheit und Feierlichkeit, ist viel mehr Krampf und Vergewaltigung.

Natürlich darf man dem Problem nicht aus dem Wege gehen, ob der Ersatz des quantitierenden Prinzips durch das exspiratorische eine echte Reproduktion oder eine Verfälschung ist. Sicherlich nur teilweise echt, aber er ist das einzige legitime und lebendige Aushilfsmittel. Das versteht sich für die in Takten sich wiederholenden Verse von selber, für Hexameter, Trimeter usw. Aber wie steht es mit der Lyrik, den Chören? Solange man, wenn man überhaupt eine Ansicht zu haben wagte, glaubte, daß die Taktwiederholungen durch die Musik erzielt würden, womit die Deutung auf ein völlig Unerreichbares und Unbekanntes abgeschoben wurde, war jede Imitation sowieso sinnlos. Es war demnach durchaus zu verstehen und zu billigen, daß manche Übersetzer von antiken Tragödien völlig freie Rhythmen in der Wiedergabe der Chöre verwendeten. Seitdem aber in der Nachfolge der eindrucksvollen Arbeiten von Georgiades in der Chorlyrik eine ältere Musikform gesehen wird, die der Taktwiederholung entbehrt, ist die Frage nicht zu umgehen, ob wir etwa imstande sind, mit Hilfe des Akzents eine gleiche Wirkung oder wenigstens einen Nachhall der gleichen Wirkung hervorzurufen, die die antiken Hörer empfanden. Da aber das Problem der Akzentsetzung völlig auswegslos scheint, so möchten wir zur Ansicht neigen, daß eine solche Reproduktion unmöglich ist, und würden es verstehen, wenn auch künftige Übersetzer auf die Wiedergabe des antiken Rhythmus verzichteten.